

(Nachdruck verboten.)

71

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Zum ersten Male in seinem Leben wagte Toni, seinem Vater zu antworten. Er würde wie immer den Rest des Jahres fischen, aber jetzt, wo er verheiratet war, wurden auch die Bedürfnisse des Hauses größer, und es wäre höchst unklug von seiner Seite, wollte er den prächtigen Tagelohn der Erntezeit verschmähen. Man bezahlte ihn besser, als die anderen, wegen seiner außergewöhnlichen Kraft und seiner Arbeitsausdauer. Man mußte nur die Dinge nehmen, wie sie kamen. Tagtäglich breiteten sich die Reiskulturen an dem Ufer des Sees mehr aus, die ehemaligen Sümpfe wurden mit Erde ausgefüllt, die Armen wurden reich, und er wollte nicht so dumm sein, seinen Anteil an diesem neuen Leben zu verlieren.

Drummig und widerwillig ging der alte Fischer auf diese Umwandlung der Sitten seines Hauses ein. Die Klugheit und der Ernst seines Sohnes nötigten ihm einen gewissen Respekt ab, aber er protestierte, wenn er sich auf seine Stange am Rande des Kanals lehnte und mit anderen Kameraden aus seiner Zeit plauderte. „Sie wollten wahrhaftig den Albuferasee umgestalten. In wenigen Jahren würde ihn jedenfalls niemand mehr wiedererkennen. Ließ man es sich doch in Sueca einfallen, Häuser mit eisernen Weichlägen und großen Kaminen zu bauen. Die alten, ruhigen und sympathischen Ziehbrunnen mit ihren wurmförmigen Holzrädern und ihren schwarzen Eimern sollten durch Teufelsmaschinen ersetzt werden, die wie tausend Dämonen im Wasser herumwühlten. Es wäre wahrhaftig ein Wunder, daß die Fische nicht, von diesen Neuerungen angewidert, ins Meer auswanderten. Schließlich würde man auch noch den ganzen See bebauen, indem man Erde und immer wieder neue Erde hineinschüttete. Und Toni beteiligte sich an dieser Piratenarbeit. . . . Er würde zusehen müssen, wie sein Sohn, ein Paloma, sich in einen Arbeiter verwandelte. . . .“ Dabei lachte der Alte, als handele es sich um etwas durchaus Undenkbares.

Die Zeit verging, und seine Schwiegertochter schenkte ihm einen Enkel, — Tonet, den der Großvater später in seinen Armen hüpfen ließ; er nahm dabei die Pfeife aus seinem zahnlosen Munde, damit der Kleine durch den Rauch nicht belästigt wurde. Wie niedlich der Teufelsjunge war! Seine lange, magere und häßliche Schwiegertochter war wie alle Weiber der Familie, wie seine eigene Selige; sie hatten Kinder, die ihren Eltern nicht im Geringsten ähnlich sahen. Wenn der Großvater den Kleinen streichelte, dachte er daran, was er später einmal werden würde. Er sprach darüber zu seinen Kameraden, die immer spärlicher wurden, und erging sich in Prophezeiungen.

„Der gehört einmal zu uns, der wird nie ein anderes Haus als seine Marke haben. Bevor ihm noch alle seine Zähne gewachsen sind, wird er die Ruderstange zu handhaben wissen. . . .“

Doch bevor seinem Enkel die Zähne gewachsen waren, passierte dem Onkel Paloma das Unerwarteste, was ihm in seinem ganzen Leben passiert war. Man erzählte ihm in der Schänke, Toni hätte in der Nähe von Saler einzelne Reisfelder in Pacht genommen, das Besitztum einer Dame aus Valencia, und als er abends mit seinem Sohne darüber sprach, hörte er zu seiner Bestürzung, daß dieser das Verbrechen gar nicht leugnete.

Wann hatte man gesehen, daß ein Paloma einen Herrn hatte? Die Familie hatte stets frei gelebt, wie die Kinder Gottes leben müssen, wenn sie etwas auf sich halten; aus der Luft und dem Wasser, mit Jagen und Fischen müssen sie sich ihre Nahrung verschaffen. Ihre Herren war der König oder jener redliche Krieger gewesen, der später General-Kapitän von Valencia geworden war. Die lebten fern von ihnen und drückten sie nicht, und ihrer Größe und Vornehmheit wegen konnte man sie dulden. Aber nun wurde sein Kind Pächter einer müßiggängerischen Stadtkollette, der er

alljährlich in klingender Münze einen Teil seiner Arbeit ab-lieferte. Das gibt's nicht, mein Junge! Er wollte sofort nach der Stadt wandern, um mit der Dame zu sprechen und den Vertrag ungültig zu erklären; die Palomas durften niemandem dienen, solange es im See noch irgend etwas gab, womit sie ihren Hunger stillen konnten, und wenn es Frösche waren.

Aber die Ueberraschung des Alten wurde noch stärker, als Toni unerwarteter Weise sich widersetzte. Er war zu dieser Sache fest entschlossen, hatte lange darüber nachgedacht und wollte nicht davon abgehen. Er dachte an seine Frau, an den Kleinen, den sie in den Armen wiegte und wollte etwas werden. Wer waren sie denn schließlich? Am See lebende Bettler, die wie die Wilden in einer Hütte hausten, ohne andere Nahrung, als was sie in den Gräben fingen, stets wie Verbrecher auf der Flucht vor den Feldhütern, wenn sie zur Verbesserung ihrer Nahrung unglücklicherweise einmal einen armseligen Vogel fingen; wahre Parasiten der Jäger, die nur dann Fleisch zu essen bekamen, wenn die Fremden ihnen gestatteten, von dem, was sie mitgebracht, zu kosten. Und dieses erbärmliche Leben sollte vom Vater auf den Sohn weitergehen, als müßten sie stets im Schlamm der Albufera leben, durften keine anderen Wünsche hegen, keine andere Tätigkeit entwickeln, als die Kröte, die sich schon glücklich schätzt, wenn ein Insekt in ihrem Reich vorbeifliegt.

Nein, dagegen empörte er sich; er wollte seine Familie dieser elenden Situation entziehen, er wollte arbeiten, nicht nur um zu essen, sondern auch um etwas bei Seite zu legen. Er wollte seinen Anteil an den Vorteilen haben, die der Reissbau ergibt: schließlich wenig Arbeit und großer Nutzen. Das war ein wahrer Segen des Himmels; nichts auf der Welt brachte mehr ein. Man sät im Juni, erntet im September, ein bißchen Dünger, ein bißchen Arbeit, alles in allem drei Monate; man erntet, dann überziehen die Wasser des Sees, durst den Winterregen angeschwollen, die Felder, und man hat wieder genug für das nächste Jahr. Der Nutzen wird bei Seite gelegt, und in den übrigen Monaten wird am hellen, lichten Tage gesiebt und heimlich gejagt, um für die Bedürfnisse der Familie zu sorgen. Was konnte man mehr verlangen? Der Großvater war stets ein armer Mann gewesen, ein einsamer Hund in dieser räucherigen Hütte. Sein Vater, den er doch gewiß achtete, hatte nie ein Stück trockenes Brot für sein Alter beiseite legen können. Er sollte ihn doch nach seinem Kopf arbeiten lassen, dann würde sein Sohn, der kleine Tonet, einmal reich sein; er würde Felder bebauen, die sich in unabsehbare Felder erstreckten, und auf dem Boden der Hütte würde sich gar eines Tages ein Haus erheben, das weit schöner war, als alle anderen in Valmar. Es war besser, Arbeiter zu werden, als ein Vagabundenleben auf dem See zu führen, wo man häufig Hunger litt und stets der Gefahr ausgesetzt war, von einem Feldhüter der Dehesa einen Flintenschuß zu bekommen.

Der Onkel Paloma wurde blaß vor Wut, als er seinen Sohn so reden hörte, und betrachtete starren Blickes eine von der Wand gefallene Ruderstange; es kribbelte ihm vor Verlangen in den Händen, sie ihm auf dem Kopf entzwei zu schlagen. Er hätte es zu anderen Zeiten gewiß getan, wäre er auf eine solche Rebellion gestoßen, denn nach den alten Traditionen sah er seine väterliche Autorität durch ein solches Attentat als beeinträchtigt an.

Dann betrachtete er seine Schwiegertochter mit ihrem Kleinen auf den Armen, und diese beiden Geschöpfe ließen seinen Sohn gleichsam wachsen und erhoben ihn zu seinem eigenen Niveau.

Er war ein Vater, also seinesgleichen. Zum ersten Mal wurde er sich darüber klar, daß Toni nicht mehr der junge Bursche war, der früher die gemeinsame Abendmahlzeit bereitete und schüchtern vor seinem Blick den Kopf senkte. Er zitterte vor Wut bei dem Gedanken, daß er ihn nicht mehr wie früher schlagen konnte, und hauchte seinen Protest deshalb mit dumpfem Murren aus.

Es war gut, jeder für sich, dem einen gehört der See, und der andere wühlt in der Erde. Sie mußten ja notgedrungen zusammen leben, da es kein anderes Mittel gab. Bei seinem Alter konnte er nicht mehr auf dem See schlafen, und außerdem litt er auch schon unter Reizen; aber sonst

solte es so sein, als wenn sie sich nicht mehr kannten. Ach, wenn nur der erste Paloma die Augen wieder aufschlagen könnte, der, der den General Suchet gefahren! Wenn der die Schande der Familie sehen könnte!

Das erste Jahr war eine unaussprechliche Qual für den Alten. Wenn er abends in die Hütte heimkam, stieß er an die Aderbaugeräte, die neben seinen Fischerwerkzeugen standen. Eines Abends stolperte er über einen Pflug, den Toni vom Festlande mitgebracht, um ihn während des Abends zu reparieren; das wirkte auf ihn ebenso, als hätte er mitten in der Hütte einen ungeheuren Drachen liegen sehen. Alle diese Stahlstücke verletzten ihn in Wut, und Kälteschauer liefen ihm über den Rücken. Er brauchte nur eine SENSE bei seinen Nezen zu sehen, und gleich stellte er sich vor, die spitze Schneide wandere von selbst auf ihn zu und durchbohrte ihn. Dann rief er nach seiner Schwiegertochter und befahl ihr, diese Werkzeuge so weit als möglich zu verbannen. Ueberall sprachen ihm die Gegenstände von der Erdarbeit. Und das in dem Hause der Palomas, wo man nie anderen Stahl gekannt, als den der Messer, mit denen man den Fischen den Bauch aufschneidet. Konnte man darüber nicht in Wut geraten?

Zur Zeit der Aussaat, als man auf der trockenen Erde mit dem Pflug arbeitete, lehrte Toni schweißbedeckt, nachdem er den ganzen Tag seine Mietspferde angetrieben, nach Hause zurück. Sein Vater umkreiste und beschmupperte ihn mit boshaftem Vergnügen, dann lief er nach der Schänke, wo seine Kameraden aus der guten alten Zeit mit dem Glase in der Hand beisammen saßen.

„O mein Gott, eine große Neuigkeit, mein Sohn duftet nach Pferden. Hüü, ein Pferd auf der Insel . . . Ja, ja, die Welt hatte sich umgekehrt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) Das Opfer.

Von Karl Sasse.

(Schluß.)

Da ging Prus mit den anderen in die Schenke, trank den mit weissem Pfeffer angelegten Puzel und stierte stundenlang vor sich hin. Er war den Branntwein nicht gewöhnt. Taumelnd machte er sich auf den Rückweg, ward müde, legte sich mit schweren Gliedern am Waldestrand ins Gras und schlief ein. Als er erwachte, war es Abend. Sein Kopf schmerzte, der Mund war ihm wie ausgedörrt, seine Hände zitterten. Erst allmählich fand er sich zurecht. Und wie nun alles wieder auf ihn eindrang, stieg ein alle Schranken brechender, nicht Halt und Grenze kennender furchtbarer Haß in ihm auf gegen den unheimlichen Maurer, den Blawinski. Er schäumte vor Wut. Er packte den nächsten Baum an und versuchte ihn zu schütteln. Er zog das Messer und stieß es mit einer Gewalt in die Wunde . . . wieder und wieder, als wäre der Stamm nicht ein Stück Holz, sondern als wäre er jener Greis mit den rotumränderten Augen und den mahelnden Niefern. Erschöpft hielt er endlich inne. Er trocknete sich den Schweiß ab und fühlte plötzlich ein wildes Hungergefühl. Wieviel Stunden war es her, daß er den letzten Bissen genossen? Und mit einem Male kam ihm der Gedanke: wie lange hat nun schon Luderchen nichts bekommen?

Er zählte an den Fingern. An dreißig Stunden fehlte nicht viel mehr. Und die Nacht fiel ihm ein: wie lang eine Stunde war. Es fiel ihm ein, wie Luderchen Mittag für Mittag Schön gemacht und um sein Fressen gebettelt hatte. Und in seinem Halse würgte es, ein schweres Schludzen rang sich frei, er weinte. Wie ein ganz verlornen, halt- und hoffnungsloser Mensch weinte er. Ueber den Hund, über sich. Ein unsagbares Mitleid auch mit sich selber überfiel ihn. Er, der Strahlende, der Glückliche — war er denn überhaupt ein Mensch noch? War er, der hier mit schmerzdem Schadel saß, noch der Nikolaus Prus? War das nicht ein ganz anderer: ein armes, abgehettes, unglückliches und verzweifelt Gefäch?

In der Tasche fühlte er die Mundharmonika. Sie steckte ja stets da drinnen. Er nahm sie heraus. Mechanisch begann er zu blasen. Aber mit einer Gebärde, als ekle es ihn, warf er die blanke weit ins Feld hinein, das sich vor dem Walde dehnte. Auch die Freundin versagte. Es gab keinen Trost für ihn.

Es ward später. Er blieb sitzen. Er hatte Furcht, eine erbärmliche, ihn schüttelnde Furcht, nach Hause zu gehen. Noch einmal der Hund zu hören, das ertrug er nicht. Aber als die Sterne kamen, mit goldenem Kleid und stillem Gange, ging er doch . . . ging, weil von neuem und noch stärker ein wütender Hunger ihn überfiel.

Die Frau mochte sich geängstigt haben. „Du kannst ruhig kommen“, jagte sie scheu und gegen ihre sonstige Art fast demütig.

Sie wollte hinzufügen: „Seit sechs Uhr ist er stille“, aber sie verschluckte es. Nikolaus Prus nickte nur. Der Hund war tot . . . eine tiefe Ruhe überkam ihn. Alles Unrecht fiel von ihm ab. Nur wie ein schwerer Schatten sank etwas auf ihn herab, und er dachte sich, daß nun alles ja ganz gut wäre, nur daß er niemals wieder so harmlos fröhlich werden könnte. Den Hunger hatte er auch verloren. Immerzu nur wollt' er trinken . . . trinken.

Früh, wie er es auch sonst gewöhnt war, ging er schlafen. Er kennt' jetzt an das Luderchen denken . . . es war aller Qual entrückt, lag in seinem Steinarg, und über ihm würde sich das neue Haus der Prus wölben . . . ein Haus des Glückes! Es war schnell gegangen . . . Gott Lob und Dank! Von einem anderen Hunde hatte er einst gehört, daß er sich eine Woche lang gequält hatte. Doch den alten Maurer wollt' er nicht mehr haben . . . und wenn er selbst in die Stadt zum Meister gehen sollte.

Aus Fenster stieß eine Fledermaus. Da schlief er ein. In diesen Nächten wurde es nie ganz dunkel. Der letzte Schimmer des alten Tages schien noch am westlichen Horizont zu zittern, wenn am östlichen schon die Vorboten neuen Glanzes erschienen.

In dieser Nacht setzte sich Nikolaus Prus in dem schweren Bauernbett plötzlich auf. Den Kopf vorgeschoben, die Augen starr gradeaus gerichtet, mit den Händen die Bettstatt umklammernd, saß er da.

Er hatte etwas gehört. Die Nachtlust sang draußen. Er schüttelte den Kopf. 'S war nur geträumt.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Er hörte etwas . . . er — hörte etwas! Eine fliegende Biße ging durch seinen Körper. Der Schweiß trat aus den Poren. Immer weiter schob sich der Kopf vor.

Das war . . . ein Winseln. Kein Heulen mehr, das andere hören sollten. Nur ein Winseln, aus Schmerz geboren . . . keife . . . Ein einziges Mal schrie Nikolaus Prus auf. Ein dumpfer, brüllender Schrei war's, daß die Pani Bellascha in die Höhe fuhr. Dann war er schon an der Tür . . . wie er aus dem Bett kam . . . und flog zum Neubau hinüber — ohne Schwanken und Zögern, ohne rechte Besinnung. Die Finger riß er sich blutig an den Steinen, ohne viel mehr herunterzukriegen, als Körtelestücke, aber immer von neuem setzte er an, wenn von drinnen ein lautes Winseln, ein Heulen scholl . . . Das Luderchen fühlte den Herrn, es nahm alle Kraft zusammen, es bestie, heulte, winselte . . . es kratzte . . . heilige Mutter Gottes, es kratzte jeht.

Keuchend, glühend sprang Nikolaus Prus auf. „Maria Josef, was tust du?“ heulte die Pani Bellascha. Er stieß sie bei Seite. Er holte das Beil. Er raffte zusammen, was er fand. Und dann, als gelte es das eigene Leben, hieb, stemmte, bohrte er wie ein Wahnsinniger, bis die Steine sich lockerten, bis der erste heraussprang, bis er in die Lücke greifen, und den zweiten mit Niesenkraften packen und losbrechen konnte.

Er fühlte auf seiner Hand eine heiße Zunge. Er sah grünlich phosphoreszierend aus der Finsternis zwei Augen funkeln, er riß, brach, schlug, bis er den Hund packen konnte und herausziehen.

Er lachte und weinte. Wie ein Krampf war beides in ihm, sprengte die Brust, brach in Schmerzen aus ihm heraus. Fortwährend gingen starke, kurze Schläge durch seinen Körper. Die Tränen sprangen aus seinen Augen.

„Luderchen . . . Luderchen!“ In beide Arme nahm er das zitternde Tier, dessen Nase glühte, dessen Zunge verdorrt aus dem Maul hing. Ohne sich anzuziehen, holte er ihm Wasser . . . es trank gierig, ohne aufzuhören. Der Kopf wurde leer . . . er füllte ihn zum zweiten Male. Dann holte er herbei, was im Hause an Eßvorräten war. Doch Luderchen berührte nichts, drängte sich nur zitternd an ihn, leckte ihm die Hand und versuchte Schön zu machen.

Da trug er es in sein Bett, ans Fußende, und legte sich selber wieder hin.

Die Frau heulte. Er sprach nur noch: „Wenn ich morgen aufwach' und der Blawinski ist da, peitsch' ich ihn weg. Sag' ihm das. Mit dem Meister red' ich selber.“

Und dann schlief er ein, nachdem er sich durch ein loses Wortschieben des Fußes überzeugt hatte, daß das Luderchen bei ihm war. Wie ein fattes Kind schlief er.

Erntewetter! Hier und da begann ein Bauer schon zu schneiden. Der Aueh der Reife lag über allem Land. Bienen, die Honig trugen, erfüllten mit leisem Summen die Luft, aber über ihnen war noch ein feiner, dünner Chor, als stünden Millionen unsichtbarer kleinster Insekten in der Höhe.

Nikolaus Prus sah am Rain zwischen den Feldern. Und neben ihm lag das Luderchen. Eigentlich wollten sie bis zum Walde, aber der Hund, den der Schöpfer erst als Meerfischwein angelegt hatte, war noch nicht ganz auf dem Posten. Man spürte es daran, wie er lief und atmete. Und so rasteten die beiden hier schon.

Sie hatten tief und ruhig geschlafen, gleichsam in einer ruhigen Bewußtheit. Als Nikolaus Prus dann aufwachte, hatte seine Frau verschlossene Augen, aber der alte Maurer war fort . . . es war still am Neubau. Und zu der einen Freude kam die zweite: das Luderchen fing wieder an zu fressen. Nicht viel . . . nur erst ein kleines bißchen; noch überwog der unstillbare Durst.

Der Koffate hatte die Arme lose um die hochgezogenen Knie geschlungen. Er sah einer Ameise zu, die ein Körnchen davon

schleppte. Er beobachtete einen Käfer, der auf dem Rücken lag und vergebliche Anstrengungen machte, wieder auf die Beine zu kommen. Ein schiefes Lächeln zog über das verwiterte Gesicht. Vorsichtig legte er den Käfer herum. Sei froh und lauf! dachte er.

Sei froh . . . heut in der Nacht, bevor er mit dem Luderchen zu Füßen einschlieft, war noch eine kurze, drückende Angst über ihn gekommen. Als hätte er mit der Befreiung des Hundes dunkle Mächte, die doch gerade hatten berührt werden sollen, doppelt erzürnt. Aber während jetzt die Helle ihn umgab, klärte sich alles wie von selber. Er zweifelte auch jetzt nicht daran, daß eingemauertes Leben mehr Glück auf eine neue Wohnstätte herabzwinge.

Doch als die leise Angst vor der Zukunft aufkommen wollte, stieß er plötzlich, ließ die Arme sinken, sah starr und ungläubig geradeaus und sprang mit einem Male empor. Er legte die Hände vor die Augen, um nicht geblendet zu werden, und blickte nach seiner Hütte. Rauch stieg empor daraus, vertraut und heimlich lag sie da. Und der Gedanke, der ihn gepackt hatte, der als Frage, wie vom Wind getragen, ihn bewegte, ließ ihn nicht los.

„Warum bau ich denn? Muß ich denn bauen?“

Antwort und Erlösung lag in der Frage eingeschlossen. Die Baracke war alt . . . gut! Man fror im Winter drin . . . gut! Dann ließ man sie fiden. Jung drin gewesen, alt drin geworden . . . und glücklich gelebt. Zum Dank dafür sollt' sie gestürzt und eingerissen werden? Und Nikolaus Prus fühlte, daß das unmöglich wäre, daß er an der Hütte hing als an seinem unerblicklichen Erdenanteil und -recht, daß es zu spät für ihn war, sich in Neues und Fremdes einzuleben, daß er einst sterben wollte, wo er geboren war. Eine feste und klare Erkenntnis war das, und er wußte gleichzeitig, daß die Qual der letzten Nächte ihn noch enger an die alte Baracke gebunden hatte. Eigentlich sollt' der ganze Bau ja auch mehr für den Jungen sein, als für ihn. Aber wenn er's recht bedachte: heiratete der Witold mal die Schulzentschter, dann konnt' er sich mit dem goldnen Käfer, der in die Krippe rollte, selber ein Haus bauen, wie's ihm payte. Und geriet er an ein armes Mädel, dann tats die Hütte. Es war alles so licht . . . so klar. Und war doch wochenlang so dunkel gewesen. An Stelle des gepflanzten Wohnhauses aber sollte der Stall erstehen. Er war nötiger.

Als ob ein Reifen von der Brust gesprungen wär', atmete Nikolaus Prus auf. So brauchte es kein Opfer, so war alles gut. Alles? Er dacht' an den Aberglauben der Dörfler, an das Grauen, das ihn selber vor seinem allzugroßen Glück beschlich.

Doch er fürchtete sich nicht mehr. Er empfand dumpf: daß er dafür schon den bitteren Qualen dieser Tage und Nächte gezahlt hatte, daß die Rechnung glatt war.

Einen Pfiff schickte er in die sonnige Luft. Es wollt' aber noch mehr aus ihm heraus. Und er griff in die Tasche, verzog die Stirn, sahte noch einmal hin . . . pfa krew, die Freundin fehlte, die Mundharmonika. Die lag ja da draußen, irgendwo im Feld . . . „Wir holen sie, Luderchen . . . wir finden sie schon, Luderchen,“ rief er und schritt wie ein Junger aus.

Er fand sie wirklich. Er rieb Sand und Staub ab, puhte sie wieder blank, strich mit der Hand liebevoll über sie hin.

Und dann spielte er. Spielte zwischen den reifen Feldern unter Sonnensimmern und dem heißen Erdbrodem auf der besten Freundin, und siehe: etwas heiser noch und unsicher, aber in der alten gefühlvollen Weise begann das Luderchen mitzutönen.

Da drangen aus der Harmonika ein paar falsche Quetschlaute, die Melodie kam ins Schwanken, wie ein leises Lachen und Brustensklagen durch die bedenklich übereinander purzelnden, halb stedenbleibenden Töne:

Nikolaus Prus strahlte wieder. Nikolaus Prus war wieder ein glücklicher Mann.

(Nachdruck verboten.)

Die Polarforschung im Jahre 1907.

Mannigfaltig sind die Ziele der heutigen Polarforschung, und sie läßt sich daher nicht mit wenigen Worten kennzeichnen. In früheren Jahrzehnten beherrschte gewöhnlich immer nur eine große Aufgabe die Unternehmungen, z. B. die Nordwestdurchfahrt, die Nordostdurchfahrt oder der Nordpol selbst, in wechselnder Wiederholung. Heute aber spielen neben den Reklameaufgaben einer Eroberung des Nord- und Südpols erfreulicherweise auch solche Expeditionen eine beachtenswerte Rolle, die sich mehr beschränken, doch darum nicht weniger wichtigen Einzelarbeiten widmen. Freilich stand auch das Polarjahr 1907 unter dem Zeichen einer Sensation: der Amerikaner Walter Wellman wollte nun wirklich seinen lähnen Flug zum Nordpol antreten. Die amerikanische Nordpolforschung gibt sich mit „Kleinigkeiten“ bekanntlich nicht ab, ihr erscheint allein der unbezwingene Nordpol als ein ihrer würdiges Problem. Peary war 1906 unverrichteter Sache zurückgekommen und mußte die geplante neue Reise aufschieben; so hatte denn Wellmann diesmal keine Konkurrenz. Sein Aufstieg Anfang September 1907 vom Virgohafen (Spitzbergen) mutete aber bereits wie eine Bergweisungstat an, und er scheiterte denn auch kläglich. Die Zweifler behielten recht. Während der Gegenwind an Stärke zunahm, versagte ein Steuer des Luftschiffs, und dieses drehte sich hilflos um sich selber. So mußte Wellman landen. Er ließ verkünden, er sei mit seinem Fahrzeug trotz allem sehr zufrieden und würde 1908 den Versuch wiederholen. Allein es scheint,

daß der Chicagoer Verleger, der mit Wellman zwei Jahre Reklame machte, nun doch die Geduld verloren hat und kein Geld mehr ausgeben will. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Fahrt, wie sie Wellman vorhatte, sind mit Recht als geringfügig hingestellt worden; immerhin läßt sich nicht leugnen, daß man den Versuch des Nachfolgers des unglücklichen Andree überall mit größtem Interesse begleitete.

Nun geht zurzeit eine andere amerikanische Expedition dem Nordpol zuteile, die des Arztes Frederic A. Cook, eines verdienten Mitgliedes der belgischen Südpolarexpedition von 1897/99. Cook hat von seinem Unternehmen vorher wenig Aufsehens gemacht, und man weiß deshalb von ihm nicht mehr, als daß er seines Landsmannes Pearys Spuren und zum Teil auch dessen Methode zu folgen beabsichtigt und den Winter 1908 in Etah am Smithfjord zubringt, von wo er dann in den ersten Monaten dieses Jahres mit Schlitten an den Küsten der Smithsundroute nach Norden vorgehen will, um von Nordgrönland aus auf gleiche Weise den eigentlichen Vorstoß polwärts auszuführen. Da Cook nur zwei Schlitten, die auch als Boote benutzt werden können, mit sich führt, so hofft er von den Zufälligkeiten des Eises unabhängiger zu sein und schneller reisen zu können als Peary. Der Nordpol lockt die unternehmungslustigen Polarfahrer also immer wieder. So steht auch für 1908 ein neuer Aufbruch Pearys bevor, während der Norweger N. Amundsen die Mittel für eine Wiederholung von Nansens Framfahrt nach dem Nordpol sich zu sichern bemüht ist — natürlich in Amerika, wo eben die größte Vorliebe für solche Ziele herrscht.

Wichtiger als die bisher genannten Fahrten dürften aber zwei andere sein, obwohl bei ihnen von Polstürmerei keine Rede ist. Zunächst die des Dänen Mjllius-Erichsen, an der auch ein deutscher Gelehrter, der Pophyser Wegener, teilnimmt. Mjllius-Erichsen, der im Sommer 1906 im mittleren Ostgrönland landete, hatte sich zwei geographische Hauptaufgaben gestellt, nämlich die Erforschung des noch unbekanntem nördlichen Stüdes der Ostküste jenes Polarlandes bis zu dessen Nordspitze (600 Kilometer) und dann eine Durchquerung des eisbedeckten Grönlands an einer nördlicheren und breiteren Stelle, als sie 1888 von Nansen vollbracht worden war, also etwa unter der Breite des Franz Joseffjords (900 Kilometer). Wenn dieses Programm bisher hätte eingehalten werden können, so muß Mjllius-Erichsen von der Reise der Nordspitze Grönlands längst zurück sein. Man rechnete auch im vergangenen Herbst auf eine Nachricht von ihm, da Fangschiffe fast in jedem Jahre die Ostküste Grönlands anzulaufen imstande sind. Diesmal scheint das aber nicht möglich gewesen zu sein, wohl infolge der für die Schifffahrt überall ganz ungewöhnlich ungünstigen Eisverhältnisse des verflossenen Polarommers. Jedenfalls ist von dem Unternehmen nichts zu hören gewesen, und man wird bis zum diesjährigen Frühjahr oder Sommer Geduld haben müssen. Die Bedeutung eines etwaigen Erfolges Mjllius-Erichsen läge in der Ausfüllung einer empfindlichen Lücke unserer Polararten und in dem Studium des grönländischen Inlandeseis in seinen höchsten, vielleicht 3000 Meter übersteigenden Teilen.

Das zweite bedeutungsvolle Unternehmen, das wir hier im Auge haben, ist die sogenannte anglo-amerikanische Expedition des dänischen Kapitäns Sinar Mikkelson, der eine noch größere Lücke in dem nordpolaren Kartenbilde ausfüllen will. Er machte Anfang September 1907 viel von sich reden, als von der Madenjiemündung her die Nachricht kam, er sei wahrscheinlich verunglückt. Das war glücklicherweise nicht der Fall, wie sich bald herausstellte; aber das im Norden der Westküste der amerikanischen Eismeerküste vermutete neue Land hatte Mikkelson nicht gefunden. Zur Kennzeichnung des Zieles, das Mikkelson sich erwählt hat, sei an folgendes erinnert. Nansen vertritt auf Grund seiner Notungen und Beobachtungen während der Framfahrt (1893—1896) die Ueberzeugung, daß innerhalb des unbekanntem Gebietes um den Nordpol ein Tiefsee sich erstrecke und Land von nennenswerter Ausdehnung nicht zu finden sei. Andere Geographen aber meinen, daß es nicht unwahrscheinlich sei, daß es wenigstens in der Beaufortsee, dem zweiten Meeressteil nördlich von Ostsibirien, der Beringstraße und Alaska, zwischen den Kusibirischen Inseln und dem Parryarchipel, größere Inseln, vielleicht eine Art Inselbrücke gebe. Es wird das geschlossen aus den Erfahrungen der Jeanette-Expedition, aus Erzählungen der Eskimos über ihre westliche Herkunft und aus Eispressungs- und Drifterscheinungen an der amerikanischen Nordküste und den Westküsten der Inseln des Parryarchipels. Man glaubt auch ein Kriterium dafür zu haben, ob in unbekanntem Meeressteilen vor bekannten Küsten Land zu vermuten sei: in dem Ergebnis von Notungen rechtwinklig zur Küste. Sinkt dort der kontinentale Sodel zur Tiefsee ab, so dürfe man auf Land nicht rechnen; anders sei es im umgekehrten Fall. Es ist das eine höchst interessante Frage und das wichtigste geographische Problem, das die Nordpolforschung heute bietet, und Mikkelson wollte es lösen durch eine weite Schlittenreise vom Parryarchipel (Vankland oder Prinz Patrikinself) in westnordwestlicher Richtung. Hierzu wäre es natürlich nötig gewesen, den Parryarchipel erst einmal zu erreichen, und dazu hatte Mikkelson, der mit Unterstützung englischer und amerikanischer Gönner reiste, ein eigenes Schiff. Aber dieses sank schon während der Ueberwinterung auf 1907 in einer Bucht der Framaninsel, und so unternahm Mikkelson einen Rekognoszierungsvorstoß vom amerikanischen Festlande aus in nördlicher Richtung. Er wählte von Mitte März bis Mitte Mai 1907 und führte ihn bis etwa 72 Grad nördlicher Breite, d. h. gegen

200 Kilometer von der Küste ab. Spalten im Eise, die Eisdrift und Schneestürme hinderten Niffelsen sehr auf seinem Wege, und sein nur 620 Meter langes Lot erreichte zumieist keinen Grund. Dieses Resultat ist für die „Neulandtheorie“ nicht gerade ermutigend, aber Niffelsen will noch bis 1909 draußen bleiben, und von Vankland den entscheidenden Vorstoß ausführen. Daß man die Vermutung, es gäbe im Norden oder Westen des polaren Amerika Land, durchaus noch nicht abweisen kann, dafür fällt vielleicht eine Beobachtung Bearys von 1906 ins Gewicht: dieser will 200 Kilometer nordwestlich von Grantland und Axel Heibergland eine neue Insel („Croderland“) gesehen haben. Uebrigens hatte Niffelsen für seine große Aufgabe bisher einen Mitbewerber, den Engländer A. S. Harrison, der schon 1906 an der Radenziemündung eingetroffen war und nach Vankland hinüber wollte, um, gleich jenem nach Westen vordringend, die „Landfrage“ zu entscheiden. Aber Harrison war wenig vom Glück begünstigt und gab im Spätsommer 1907 seine Pläne auf, nachdem er zweimal an der arktischen Festlandküste Amerikas überwintert hatte; jetzt ist er wieder in England. Wertlos für die Wissenschaft ist sein langer Aufenthalt an den Küsten des Polarmeeres aber doch nicht gewesen; denn er hat auf vielen Schlittenfahrten unsere Karten berichtigt und verbollständigen können und bringt aus seinem Zusammenleben mit den Eskimos ein schönes Beobachtungsmaterial mit.

Vorher wir die amerikanische Seite der Arktis verlassen, erwähnen wir noch kurz die Unternehmungen des Volsforschers Rasmussen und des Magisters Forsild in Westgrönland. Knud Rasmussen, ein Mitglied der literarischen dänischen Westgrönland-Expedition von 1902/1904, weilt wieder zwecks ethnologischer Studien im dänischen Westgrönland und hat im Frühjahr und Sommer 1907 mehrere Reisen nach dem Kap York ausgeführt und die dort isoliert lebenden Eskimos besucht. Forsild, der seit 1906 auf der Diskoinsel eine polare Beobachtungsstation leitet, hält sie auch zurzeit noch besetzt und führt die magnetischen und meteorologischen Arbeiten fort.

Wir wenden uns nunmehr der europäisch-asiatischen Seite der Arktis zu, für die, wie schon seit einigen Jahren, auch 1907 die kurzen Sommerfahrten (ohne Ueberwinterung) charakteristisch gewesen sind. Hier waren eine schottische Expedition, ein Unternehmen des Fürsten Albert von Monaco und ein solches des Herzogs Philipp von Orleans tätig. Die schottische Expedition, die das Edinburgher Ozeanographische Laboratorium ausgerüstet hatte, leitete W. S. Bruce, der Führer der schottischen Südpolar-Expedition von 1902/1904, und ihre Aufgabe war die gründliche geographische, geologische und naturwissenschaftliche Erforschung des Prinz Karlsvorlandes, der 100 Kilometer langen schmalen Insel, die Westspitzbergen vorgelagert ist. Dieses Programm ist denn auch im allgemeinen gut durchgeführt worden. Bruce war Ende Mai ausgesegelt und hatte sich mit drei Begleitern auf dem Vorkland absetzen lassen; später sollte H. Johansen, ein Begleiter Ranfens auf dessen Franzreise, im Auftrage des Fürsten von Monaco zu ihm stoßen; doch war es beiden nicht möglich, sich zu vereinigen. Im September kam Bruce, für dessen Schicksal man schon fürchtete, zurück. Der Zweck des Fürsten von Monaco, der ja schon wiederholt mit seiner Yacht die nordischen Meere aufgesucht hat, war im vorigen Sommer die Veranstaltung meteorologischer Ballonforschungen (zu diesem Zweck befand sich Prof. Hergesell aus Straßburg an Bord), ozeanographischer Studien und der geologischen und naturwissenschaftlichen Untersuchung der Westküste von Westspitzbergen. Speziell hiermit war der Mitmeister J. Jaachsen, der Topograph der Sverdrupschen Franz-Expedition (1898/1902), beauftragt. Jaachsen war von mehreren Fachleuten begleitet, darunter auch einem weiblichen Assistenten für Botanik, Frau Diesel. Diese Expedition ist ebenfalls im September abgeschlossen worden und hat u. a. genaue, auf Triangulierungen beruhende Karten Westspitzbergens heimgebracht, die von den bisher gültigen ganz abweichen sollen. Der Herzog Philipp von Orleans endlich ist der Nordpolarzone gleichfalls nicht fremd: gelang es ihm doch, 1905 die grönländische Ostküste nördlich von Kap Bismard, dem Arbeitsfeld der zweiten deutschen Nordpolarexpedition, ein gutes Stück weiter zu erkunden. An Bord seines Schiffes, der „Belgica“, des Fahrzeuges der belgischen Südpolarexpedition von 1897/1898, befand sich auch wieder deren Leiter de Gerlache. Zweck waren Studien und Beobachtungen im Karischen Meer, das indessen im vorigen Sommer genau so abnorm ungünstige Eisverhältnisse zeigte, wie die Spitzbergen- und ostgrönländischen Gewässer. So trieb die „Belgica“ in den Banden des Eises von Mitte Juli bis Ende August im südwestlichen Teil des Karischen Meeres hin und her, und als sie endlich frei kam, wurde sie gleichzeitig durch die Karische Pforte in die Barentssee zurückgetrieben. Schließlich nötigte ein Schiffsunfall an der Westseite von Nowaja Semlja zur Besälenung der Heimfahrt (Mitte September).

Außerdem überwintert jetzt in Spitzbergen eine Polar-Expedition, und zwar eine deutsche, unter Theodor Lerner, dem sich der oben erwähnte Johansen angeschlossen hat. Lerner glaubt, daß den alten Berichten über ein zwischen dem Nordostland Spitzbergens und der Alexan. ränfel des Franz Josefarchipels gelegenes Polarland, das Gillsland, etwas Wahres zugrunde liegt, und will die Frage im kommenden Frühjahr, wohl durch eine Schlitten-Expedition von Nordostland aus, zu entscheiden suchen. Die Möglichkeit, daß in jenem fast 300 Kilometer breiten, noch wenig be-

kannten Meeresteil Inseln sich verbergen, ist vorhanden; doch kann das Gillsland auch die 1898 von Rathorst umfahrene Weiße Insel sein.

Man sieht, daß die Nordpolarforschung auch im vergangenen Jahre recht lebhaft gewesen ist. Leider gilt für die Südpolarforschung, die vor einem Jahrzehnt so vielversprechend begann, das Gegenteil, und es ist zurzeit — wenn man von der argentinischen meteorologisch-magnetischen Station auf der doch schon außerhalb der Südpolarzone liegenden Süd-Ordneg-Gruppe absieht — nur das neue englische Unternehmen des Leutnants Shackleton zu nennen. Da er aber mit seinem Schiffe „Nimrod“ eben erst, am 1. Januar, Neuseeland verlassen hat, so läßt sich vorläufig nur sein Plan skizzieren. Shackleton hat die Fortführung der Forschungen der Discovery-Expedition (1901/1904) im Auge, nämlich das Studium des von ihr nur flüchtig relogonisierten König Edward VII.-Landes, des eigentümlichen Hochgletschers, und — vor allem — einen Zug über Eis und Land zum Südpol. Dafür erhofft Shackleton von den Automobilschlitten wertvolle Dienste; allein es ist zu bedenken, daß dieses Fahrzeug erst zu erproben ist. Zwar hat es auch Nylius-Erichsen mitgenommen, aber seine Erfahrungen sind nicht mehr bekannt geworden. Immerhin scheint es, daß die Bezwingung des inmitten von Landmassen liegenden Südpols eine Frage viel kürzerer Zeit sein wird, als die Eroberung des Nordpols. Ob die neue französische Südpolarexpedition Charcotts, der sich wieder der amerikanischen Antarktis zuwenden will, im Herbst 1908 flott wird, ist noch nicht sicher, und auch dem neuen belgischen Unternehmen scheinen sich Schwierigkeiten in den Weg zu legen; da das Schiff noch zu bauen ist, darf man auf eine Ausreise vor 1909 schwerlich rechnen.

G. Singer.

Kleines feuilleton.

Der Segen des Religionsunterrichtes. In Speyer haben sie einen Schüler der obersten Gymnasialklasse sanft hinausgeschmissen (dimittiert), weil er das Abendmahl genommen hat, ohne gebeichtet zu haben. (Ob so ein Abendmahl zulässig ist, darüber sind die sachverständigen Christen nicht ganz einer Meinung.) Außerdem aber soll der arme Sünder auch gelogen haben. Wie der Religionsbetrieb an solchen Anstalten, der erwachene Menschen in die Gewissenszwangsjade steckt, direkt zur Heuchelei und Lüge erzieht, davon erzählt einer, der selbst in Speyer die fromme Kost genoss, in der „Frankf. Ztg.“:

In den kritischen Jugendjahren, wo die fleißig und eifrig betriebene religiöse Imprägnierung wenigstens bei intelligenten Menschen anfängt, undicht zu werden, wo der Hausverstand auf seine beginnende Reife pocht und der wissensdurstige Jüngling bucherweise die Aufklärung verschlingt, da tut eine stramme Anebelung besonders not. Und so wurde scharf auf den Kirchenbesuch gesehen und peinlich der Glaube durchsorgt. Da sah einer jahraus jahrein auf der „Atheistenbank“, der andere wurde mit Nadelstichen emsig gequält, der dritte bekam es von dem und jenem zu hören, daß er ein unrein Gefäß sei auf einem christlichen Gymnasium. Die Geschundenen fragten sich großend, mit welchem Recht man sie in die Religionsstunde zwingt, von der sie nichts mehr wissen wollten, aber sie schluckten ihren Groll hinunter und logen. Warf man sie heraus, so würde es dem Vater wohl schwer halten, sie auswärts unterzubringen. Also wurde gelogen. War keine Luftstich beim Abendmahl, bei der Vorbereitung, beim Sonntagsgottesdienst, so drückte man sich und log virtuos Predigt, Text, Thema und Teile vor, die ein Vertrauensmann notiert hatte. Ein Aufsatz über Jakobs Engelleiter — bon, wurde geliefert; über die Wundergeschichten? Nach Verlieben. Wir haben den Teufel beschrieben, daß einer das Gruseln erlernen konnte und haben Elias auf dem feurigen Wagen gen Himmel kutschieren lassen, ohne mit der Wimper zu zuden. Aber — nicht erwischen lassen! Wir hatten die einzige Antwort auf das System gefunden: wir heuchelten und wurden auf dem gefährlichen Kriegspfad schlau wie die Indianer. — Wunderlich waren die Privathypothesen der Lehrer, z. B. wie die ersten Menschen die Sprache erlernten: durch Gott selbst im Paradies, als sie noch vor dem Sündenfall persönlich mit ihm verkehrten. „Was war das für eine Sprache, Herr Professor?“ fragt ein Rafeweifer. „Die hebräische.“ „Sagt nach einigem Zögern der Professor. „Also,“ fährt der hartnäckige Zweifler fort, „kommen alle Sprachen der Welt aus der hebräischen?“ „Sie scheinen an allem etwas zu mäkeln zu haben,“ schreit der Herr Professor grob, „Sie vergessen die Sprachverwirrung zu Babylon. Immer oberflächlich, immer oberflächlich!“ Ein andermal wurde doziert und in schriftlicher Bearbeitung festgelegt: Als Moses auf dem Berg Sinai die Gesehestafeln empfing, konnte kein Mensch auf der weltlichen Welt schreiben, natürlich auch nicht Geschriebenes lesen. Daher mußte der liebe Gott den Moses des Schreibens unterweisen, und seit diesem denkwürdigen Unterricht erfreut sich die Menschheit des Schreibens, denn Moses hat die neue Kunst nicht für sich behalten.